

Judith Holuba. 2000. *Zwischen Identitätsbewegung und Anpassung. Die sprachliche Integration der Heimatvertriebenen im Raum Kaufbeuren/Neugablonz im Spannungsfeld zwischen Dialekt und Hochsprache*. München: Iudicium. 592 S., geb. € 60,50.

Judith Holuba untersucht in ihrer im Kontext von Werner Königs *Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben* entstandenen Dissertation ein Phänomen, das von einer Dialektologie, in der der deutsche Sprachraum auch heute noch in den Grenzen der Zeit vor Beginn des Zweiten Weltkriegs betrachtet wird, kaum beachtet wurde: Die Entwicklung einer binnendeutschen Dialektinsel als Folge der Umsiedelung einer geschlossenen sudetendeutschen Bevölkerungsgruppe. Das Thema der Arbeit ist die sprachliche Situation in Kaufbeuren/Neugablonz, wo durch die konzentrierte Neuansiedlung von Heimatvertriebenen aus dem Landkreis Gablonz in Nordböhmen (tschech. Jablonec) zwei Dialekte nebeneinander bestehen: der

schwäbische Dialekt des Allgäus und der Dialekt der Gablonzer Region, der vor dem Zweiten Weltkrieg im Übergangsbereich zwischen obersächsischen und schlesischen Mundarten gesprochen wurde. Ziel ist "die Untersuchung der Sprachvariation und ihrer Bedingtheit durch situative Faktoren" (S. 24). Holuba stellt ihre Studie einerseits in die "Tradition der Ortssprachenforschung" (S. 24) und nimmt andererseits die variationslinguistischen und soziolinguistischen Impulse der Publikationen aus dem Umkreis des Erp-Projekts auf (S. 22f.). Zur Bestimmung der für die Variation verantwortlichen sozialen und situativen Faktoren dienen der Autorin Selbsteinschätzungen von 418 Informanten aus Neugablonz und 120 Informanten aus der Stadt Kaufbeuren selbst und den umliegenden Dörfern des Ostallgäus (S. 36f., 564-578). Die Selbsteinschätzungen werden mit Hilfe eines 62 Fragen umfassenden Fragebogens (S. 551-563) im Rahmen eines Interviews erhoben. Mit statistischen Methoden (S. 24f.) wird überprüft, ob es Korrelationen erstens zwischen den sozialen Merkmalen der Sprecher (Geschlecht, Bildungsgrad, Beruf etc.) und ihrer Dialektkompetenz und zweitens zwischen der Gesprächssituation (Familie, Freundeskreis, Kontakt mit Fremden etc.) und der Dialektperformanz der Sprecher gibt. Von vielen ebenfalls statistisch argumentierenden Arbeiten setzt sich Holubas Studie positiv dadurch ab, dass das Verfahren expliziert und die Validität der Ergebnisse kritisch reflektiert wird (S. 38-43). Die Verlässlichkeit der Selbsteinschätzungen zur Kompetenz in den drei angesetzten Varietäten *Dialekt*, *Umgangssprache* und *Hochdeutsch* überprüft die Autorin dadurch, dass sie die Informanten einen Probesatz in alle drei Varietäten übersetzen lässt und den Dialektalitätsgrad der Äußerungen mit einem an Ammons dialektale Stufenleiter angelehnten Verfahren bestimmt (S. 145-147).

Man kann Neugablonz als Dialektinsel ansehen, weil von den 65,8% der befragten Bewohner, die sich als Dialektsprecher bezeichnen, 70,5% als ihren Dialekt Gablonzerisch nennen. Damit gehören 46,4% aller Informanten der Gablonzer Dialektgruppe an (S. 85). Die Selbsteinschätzung der Dialektkompetenz erweist sich insofern als zuverlässig, als die Ergebnisse der Übersetzungsaufgabe mit den Einschätzungen der Informanten konform gehen (S. 150ff.). Das bedeutet, dass der Allgäuer Dialekt in Neugablonz eine Minderheitenvarietät darstellt. Wenn in Neugablonz im Alltag Dialekt gesprochen wird, ist es nicht Allgäuer, sondern Gablonzer Dialekt. Der Anteil der Situationen, in denen Dialekt verwendet wird, liegt in Neugablonz (Gablonzer Dialekt) und Kaufbeuren-Stadt (Allgäuer Dialekt) gleichermaßen bei etwa 10% (S. 118, 498) und damit etwas niedriger als in den umliegenden Dörfern des Ostallgäus (S. 472-474). Sowohl in Kaufbeuren-Stadt als auch in Neugablonz wird Dialekt v.a. in der Familie, im Freundeskreis oder in Vereinen verwendet, d.h. gegenüber Personen, deren dialektale Zugehörigkeit der Sprecher genau kennt. In beiden Stadtteilen nimmt der Grad der Dialektverwendung aber selbst in der Familie von Generation zu Generation deutlich ab (S. 300-302, 468-470).

Dagegen stellt Holuba beim Grad der Verwendung dessen, was die Sprecher als *Hochdeutsch* einstufen, Unterschiede zwischen Neugablonz und Kaufbeuren-Stadt fest: Die Neugablonzer geben öfter an, Hochdeutsch zu verwenden, als die Allgäuer (S. 474-476): Die Autorin erklärt die stärkere Neigung der Neugablonzer zum *Hochdeutschen* damit, dass der Gablonzer Dialekt nicht nur bei den Allgäuern, sondern auch bei den eigenen Sprechern kein hohes Prestige genießt (S. 322f., 494), und dass das schon vor dem Krieg in Alt-Gablonz selbst galt, wo sich die gehobenen städtischen Schichten immer um eine möglichst interferenzfreie

Standardsprache bemüht hatten (S. 88). Ein Reflex des Vorkriegszustands findet sich darin, dass die besten Ergebnisse bei der Übersetzung in den Gablonzer Dialekt nicht etwa von den ältesten Sprechern erreicht werden, sondern von den Jahrgängen der zwischen 1938 und 1945 Geborenen, die den Dialekt zum großen Teil nicht mehr vor Ort in Böhmen gelernt haben (S. 153). In Neugablonz wird also eine Sprachform als Identifikationsmerkmal und Band mit der Heimat gepflegt, die in der Heimat selbst kein besonderes Ansehen genossen hatte (S. 88f.). Vor diesem Hintergrund ist es verständlich, dass sich trotz der Mehrheitsverhältnisse in Neugablonz eher die Heimatvertriebenen um den Allgäuer Dialekt bemühen (denn schließlich "lebt man ja hier im Allgäu", Informantenzitat, S. 106) als umgekehrt (S. 101-104, 501). Aber auch der umgekehrte Fall kommt vor: Ein Allgäuer hat zum Beispiel während der Ausbildung in einem Neugablonzer Betrieb mit dem Handwerk auch den Dialekt gelernt (S. 104). Der besondere Status des Gablonzer Dialekts eher als Identifikationsmerkmal denn als instrumentelles Medium wird auch dadurch deutlich, dass die üblicherweise angenommenen Korrelationen zwischen Dialektkompetenz einerseits und Geschlecht, Bildungsgrad und Beruf andererseits zwar für die Allgäuer, nicht aber für die Gablonzer Sprecher nachweisbar sind (S. 213, 499f.).

Besonders deutlich fallen die Unterschiede zwischen den Sprechergruppen hinsichtlich der *Umgangssprache* aus. Sie spielt bei den Allgäuern eine wesentlich größere Rolle als bei den Neugablonzern (S. 301f. vs. 468f.). Diesem Unterschied liegen zwei grundsätzlich verschiedene Konzeptualisierungen von Umgangssprache zugrunde (S. 82-84): Während die Allgäuer Sprecher unter *Umgangssprache* offenbar eine deutlich regional markierte Zwischenvarietät verstehen, ist sie für die Gablonzer eine Substandardvarietät ohne Orientierung am Dialekt. In der Übersetzungsaufgabe erreichen 46,2% der Allgäuer (S. 401) aber nur 12,4% der Gablonzer (S. 183) Werte, die in Holubas Modell die Bedingungen für die Einstufung als "dialektnahe" Sprachform erfüllen. Die Autorin ist sich der Schwäche ihres Fragebogens hinsichtlich dieser unterschiedlichen Konzeptualisierungen bewusst (S. 83): Der Anlage vieler Fragen als Auswahlaufgaben zwischen *Hochdeutsch* – *Umgangssprache* – *Dialekt* führt nicht immer zu validen Ergebnissen, weil das Spektrum zwischen Standardsprache und Basisdialekt in den Dialekträumen unterschiedlich strukturiert ist, und zwar sowohl linguistisch als auch von der Einschätzung der Sprecher her. So hat etwa Alexandra Lenz (2003) an einem Beispiel aus der Westeifel nachweisen können, dass die Verdichtungsbereiche in diesem Spektrum – Lenz differenziert in Wittlich fünf Verdichtungsbereiche unterhalb der interferenzfreien Standardsprache – nicht nur Konstrukte des Linguisten sind, sondern auch von den Sprechern/Hörern als solche identifiziert werden und deshalb mentale Realität haben. Für künftige Studien könnte es sich daher als günstig erweisen, eine zumindest grobe Bestimmung der dominierenden Verdichtungsbereiche bei den Sprechergruppen und ihrer alltagssprachlichen Bezeichnungen vorzusehen. Wegen seiner Ambiguität ist der Ausdruck *Umgangssprache* für valide Selbsteinschätzungen nur begrenzt geeignet. Ähnliches gilt für die Bezeichnung *Hochdeutsch*. Das zeigt sich in Holubas Untersuchung unter anderem darin, daß die Gablonzer Sprecher bei der Übersetzung bzw. Produktion des Probesatzes im *Hochdeutschen* schlechtere Werte erreichen als die Allgäuer (S. 203), obwohl *Hochdeutsch*, wie oben ausgeführt, bei ihnen ein höheres Prestige genießt als bei den Allgäuern.

Dessen ungeachtet sind die Holubas Ergebnisse aufschlussreich, zeigen sie doch deutlich die Auswirkungen der Isolation des Gablonzer Dialekts im Allgäu: Die große Entfernung zur schwäbischen Regionalsprache führt dazu, dass sich die Gablonzer Sprecher in einer Dichotomiesituation wähnen, in der die einzige Alternative zu einem zwar emotional aufgeladenen, aber sonst wenig angesehenen Dialekt in einer intendierten und mehr oder weniger normgerecht realisierten, aber jedenfalls nicht schwäbisch gefärbten Standardsprache besteht. Vereinfachend gesprochen kann man bei den Gablonzern ein Spektrum aus zwei Sprechlagen – *Hochdeutsch* und *Dialekt* – unterstellen, wobei es im Hochdeutschen noch Binnendifferenzierungen gibt. Die Allgäuer haben dagegen wahrscheinlich ein Spektrum aus drei Sprechlagen. Sie erreichen nicht deshalb höhere Dialektalitätswerte in der *Umgangssprache*, weil ihre Standardkompetenz geringer wäre als die der Gablonzer. Bei der Auswertung der Übersetzungsaufgabe nach Bildungsgrad zeigt sich im Gegenteil, dass die höchsten Dialektalitätswerte bei der Umgangssprache von Sprechern mit dem höchsten Bildungsgrad erreicht werden (S. 216f.). Offenbar verbinden die gebildeten Allgäuer *Umgangssprache* also mit einer standardferneren Sprachform als die übrigen Informanten, die aber auch zum Dialekt hin klar abgegrenzt ist. Für die Allgäuer scheint die regionalsprachliche Markierung nicht der Ausdruck standardsprachlichen Unvermögens zu sein, sondern die bewusste Wahl der einer großräumig verständlichen Heimatvarietät.

Holubas Studie beruht auf einer beeindruckenden und statistisch sauber ausgewerteten Datenmenge. Die auf die *Umgangssprache* bezogenen Aussagen werden von der Autorin selbst problematisiert. In den Interpretationen hätte Holuba dessen ungeachtet kühner sein können: An vielen Stellen hat sie sich auf die Deskription beschränkt. Es wäre eine lohnende Aufgabe für eine Folgestudie, die Dialektverwendung in Neugablonz mit derjenigen in Sprachinseln im Ausland zu vergleichen. So zeigen sich hinsichtlich der Funktionsdomänen des Dialekts beispielsweise erstaunliche Parallelen zwischen Neugablonz und der niederdeutschen Sprachinsel Fernheim in Paraguay (vgl. Rohkohl 1993), wo das Varietätenspektrum durch die Präsenz des Spanischen grundsätzlich anders organisiert ist. Eine detaillierte Analyse könnte interessante Aufschlüsse über die Funktion des Dialekts in einer multilingualen Gesellschaft der Zukunft liefern.

Literatur

- Lenz, Alexandra. 2003. *Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlich/Eifel)*. Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte 125. Stuttgart.
- Rohkohl, Kai. 1993. *Die plautdietsche Sprachinsel Fernheim/Chaco (Paraguay): Dokumentation des Sprachverhaltens einer russlanddeutschen Mennonitenkolonie*. Marburg.

Stefan Rabanus
 Forschungsinstitut für Deutsche Sprache –
 Deutscher Sprachatlas,
 Philipps-Universität Marburg
 Hermann-Jacobsohn-Weg 3
 D-35039 Marburg
 E-mail: rabanus@staff.uni-marburg.de